

Schmerzen, vom Durst gequält, unter dem Flügel.

„Dara gereicht ihr weißes Kleid und ver-
ändert Gitta. Sie ist dreißig Jahre in der
Minute, das Haus muß ein Trümmerhaufen
sein, in dem einzig noch der starke Flügel stand
hält. Kein Major domo, kein Diener kommt,
in abergläubischer Furcht sind sie wie immer in
die Pflanzungen entflohen. Der Brandgruß
wird härter, mit übermenschlicher Kraft ver-
sucht die verzärtelte Frau sich und die Kinder
aus den Trümmern zu retten. Der Mond
scheint durch das offene Dach, Fledermäuse
wirren. Sie ist um Hilfe. Vergebens.
Plötzlich Donnererschlag! Blitze zucken! Jetzt
in der Trockenzeit? Geht die Welt unter?
Nein, erlösender Regen löst den Brand...“

Endlich schlafen sie ein, eng aneinander ge-
schmiegt. Wer soll sie erretten? Jetzt dämmert
das Morgenrot am Horizont. Da macht Gitta
auf und singt ganz leise: „Die Kinderlein,
kommet...“ Nach der ersten Strophe denkt
sie: „Ich will weiter singen, daß uns die lieben
Engel hören und erlösen.“

Bei den ersten Erdstößen ist Lido aufgesprun-
gen und aus dem Hotel gestürzt. Er holt den
Freund. Durch die allgemeine Flucht hindurch
inmitten des „Tammergras“-Felds, zwischen ein-
stürzten Kirchen und Mästen finden sie den
Flugplatz und kommen los. Der Mond scheint.
Lido kennt das Gelände, jeden Berg, jede
Richtung.

Bei Tagesanbruch kamen sie an der gänzlich
zerstörten Finca an, landen auf dem Patio in
den Kaffeeflügel. Verzweifelt rasiert Lido zum
Herrenhaus. Trenkler legt ihm die Hand auf
die Schulter: „Bester, Armer, unter diesem
Chaos soll noch Leben sein?“

„Mögliet sind sie rechtzeitig in die Pflanzung
entkommen und haben Zuflucht in einer Hütte
gefunden.“ Schon wenden sie den Fuß, um
durch Schutt, Ziegeln, Balken weiter zu laufen,
da hören sie ein kinderfeines Stimmchen singen.
Tränen rinnen den Männern über die Wan-
gen. In rasender Eile räumen sie die Trümmer
weg. Da kommen auch schon die feigen Indios
aus Busch und Weg. Nach einer halben Stunde
sind Mutter und Kinder unter dem Flügel he-
vorgeholt, dem einzigen Gegenstand, der im
Haufe das Erdbeben überstanden hat.

Das Ziel

Schizze von Paul Richard Hensel.

Um sieben Uhr früh hatte Marwitz die letzte
Kontrollstation verlassen. Die Straße war
schlecht und unübersichtlich. Aber er zwang
gleichsam dem Wagen seinen Willen auf. Er
war gestern noch hundemüde gewesen, aber
jetzt lebte er unter der entseelten Energie des
Motors auf. Vorwärts, vorwärts, drängte es
in ihm. Er lag weit vorn im Rennen. Nur
jetzt nicht schlapp machen! „Bravo, bravo!“
sagte er leise vor sich hin, wenn das Singen
des Motors um einen Ton höher ging. Er fuhr
seinen eigenen Wagen, fuhr für keinen Frem-
den, aber es wurde vielleicht nur eine Laune gewesen,
aber es wurde brennender Ehrgeiz daraus.

„Jetzt habe ich ihn erreicht!“ rief er hervor,
als er den gelben Roadster vor sich sah. Das
war der letzte Vordermann. Noch sechzig Kilo-
meter vielleicht waren bis zum Ziel. Nicht
gittern, Augen geradeaus — Himmel, diese
Schlaglöcher! Vor ihm öffnete sich ein Tal, er
bedachte es nicht, er sah nur das weiße Band
der Landstraße, die sich in großen Schleifen
hinabwand. Er war richtig geworden. Er freute
sich darauf, am Abend gut essen und baden zu
können. Und dann mußte der Wagen gewal-
den werden, natürlich, aber sie würden wahr-
scheinlich einen Kranz um den Kühler gehängt
haben. Er lauschte auf den Motor wie auf
den Herzschlag eines vertrauten Menschen. Er
war überzeugt, daß er den „Geldes“ über-
holen würde. Allerdings, jetzt eine Reifen-
panne, und es ging kopfüber den Berg hinab.
Aber an so etwas mußte man denken, wenn
man die Fahrt antrat. Wenn die Brille nur
nicht so verstaubt wäre!

Um fünf Uhr dreizehn Minuten ging der
gelbe Roadster durchs Ziel. In kurzen Ab-
ständen folgten der weiße SE-Kompressor, der
Italiener, die Kommission überflog haktig
die Meldeliste der letzten Etappe. „Wo ist
Marwitz?“

Ach! Jucken. Ans Telefon. „Marwitz lag
bei Punkt vierzehn an zweiter Stelle“, mel-
dete die Kontrolle.

„Aber wenn er Panne gehabt hat, muß ihn
doch jemand gesehen haben!“ Nein, man hatte
ihn nicht gesehen. „Erste Augen sahen sich an.
Das war doch merkwürdig.“ „Marwitz aus-
scheiden!“ wurde notiert. Alles übrige würde
sich finden...
Ein Kind war ihm über den Weg gelaufen.

Und als er jetzt langsam fuhr — ein Stückchen
sollte es nur sein — sah er zum ersten Male
um sich. Dann stoppte er. Wo war er
dann? Eine leicht gewellte Landschaft tat sich
vor ihm auf, kleine Waldinseln zwischen grün-
en Feldern, ein Dorf, hinter der entlaubten
Baumkronen eines Parks die Türme eines
Schlosses.

Er wußte kaum, was er tat, als er von der
Landstraße abging und einen Waldweg hinauf-
fuhr. Dann stieg er aus und setzte sich in das
Moos. Es war ganz still um ihn.

Nein, hier konnte er nicht vorüber, ohne
von tausend Erinnerungen überfallen zu wer-
den. Hier hatten sie gelitten, er wußte es
noch ganz genau, mit dem Blick auf das
Schloß. Hier war jenes Glück für ihn aufge-
geblüht. Der Anfang, und doch der schönste
Tag, den er mit Sella erlebt hatte. Denn
damals gab es nichts für sie in der Welt als
die Freude und das Leben und das Glück, bei-
einander zu sein. Später kam so vieles Frem-
de, kam oft Verbitterung, und dann...

Er war nur zu schwerfällig gewesen, er hatte
es nicht begriffen und schon für verloren ge-
halten, was vielleicht erst Gewinn werden sollte.
Wie ein störrischer Junge war er dann
davongelaufen, um sich dieser irdischen Fah-
renz zu ergeben. Es sah ja gar kein sport-
licher Ehrgeiz in ihm, nur betäubende Moll-
heit, die Augen unentwegt über den Kühler auf
die Straße gerichtet, um nichts mehr von den
Menschen rechts und links zu sehen, vielleicht
auch, um an irgendeiner Kurve den Hals zu
brechen...

Und das war sein Ziel, einen Menschen, den
er liebte, allein zu lassen und traurig zu
wissen?

Er fuhr langsam in das Dorf hinein und
hielt vor dem Postamt. Er wollte die Herren
am Ziel unterrichten, sie sollten nicht befor-
gert sein. „Ich möchte ein Ferngespräch an-
nehmen“, sagte er. Als er aber die Nummer
nannte, wurde ihm bewußt, daß es gar nicht
der Anruf der Kommission war. Er hatte
durch das Fenster das kleine Gasthaus auf
der anderen Seite der Straße gesehen und
nur an Sella's Telefonnummer gedacht. Nun
sah er da und wartete.

Und dann war ihre Stimme da. „Sella“,
sagte er ein wenig zögernd, „ich bin hier in
B., es ist heimatlich so schön wie im Sommer,
aber wenn Du da wärst, wäre es noch viel
schöner.“

Eine Weile war es still. Dann kam es zu-
rück, und Marwitz hörte den Unterton eines
Bägelns: „Es ist ja sechs Uhr. Aber wenn
Du mich morgen abholen willst...“
Keine Frage sonst. Er war so froh.
Und er wollte schon abhängen, als er ihre Stimme
noch einmal hörte: „Ich danke Dir, daß Du
angerufen hast...“

Gemächlich fuhr er die letzte Etappe bis zur
Stadt. Er hatte die Mühe abgenommen und
ließ sich den Wind durch das Haar streichen.
An jeder Wegkreuzung sah er die roten Pfeile,
welche die Straßen für das Rennen markier-
ten.

„Not ist die Liebe“, dachte er und lächelte.

Im Höllenstrom

Historische Schizze von Moritz Winter-
Wien.

Man schrieb das Jahr 1520. Einem rotglü-
henden Feuerball vergleichbar, hob sich die
lichtspendende Tageskönigin aus den schäu-
menden Fluten des Atlantischen Ozeans.
Ein stolzer Zweidecker raste mit vollen Seg-
eln auf den schäumgekrönten Wogen
des Weltmeeres majestätisch dahin, dem zwei Ka-
rellen, fast im Kielwasser, folgten. Die Ta-
ge vergingen. Eine steile Kühlung war aufge-
sprungen, die immer mehr aufstiege. Mit
geblähten Sturmlageln verfolgte nunmehr
der verwegene Seefahrer seine gefährliche
Bahn.

Weder der tollkühne Schiffer noch die be-
stürzten Mannschaften wußten, wo sie sich be-
fanden. Hatte doch dieser Teil des unendli-
chen, unheimlichen Weltmeeres noch kein See-
mann befahren; kein Schiffskapitän hatte
dieser den Mut aufgebracht, sich in diese
gänzlich unbekannten Breiten zu wagen.
Die Meeresfläche wurde enger und enger.

Jetzt segelten diese kühnen Männer mit größ-
ter Vorsicht. Man kam nur langsam vor-
wärts, denn oftmals wurde das Senkblei aus-
geworfen, um Untiefen feststellen und vermei-
den zu können. Mit tiefstem Entsetzen ge-
wahrten die Mannschaften, daß sich die Schif-
fe nunmehr in einer Wasserstraße befanden,
wie sie gefährdender nicht mehr gedacht
werden konnte. Totenblässe auf dem Ant-
litz, starren die verirrten Seeleute auf die

vielen Felsenriffe, die sich tödlich aus dem
Meerespiegel erhoben; auf die Menge der
Sandbänke, die sich meilenweit in unbekann-
te Fernen zogen. Bedrückend steil türmten
sich himmelhohe Felsen knapp an den Küsten
empor. Jeden Augenblick konnten die un-
glücklichen Schiffe, von einem Kommandore,
der Gott verlor, befehligt — wie einer der
Seeleute, mit vor Wut funkelnden Augen,
ingrimmig murmelte — auf eines der messer-
schärften Riffe auffahren oder auf den Grund
geraten. Dann gerade der Himmel den Seg-
lern und ihrer Besatzung; dann waren alle
verloren.

Auf dem Vorderkastell stand eine Gruppe
aufgeregter Matrosen. „Gott siehe uns bei!“
meinte jetzt Wilkinson mit bebender Stim-
me. „Jetzt ist es mir klar, wo wir uns befin-
den; sicherlich nirgendwo anders als im Höl-
lenstrom, von dem uns unser Bootsmann auf
dem Albatros“ erzählte. Dieser grauenhafte
Strom wird immer enger und enger; schließ-
lich rast er mit schwindelerregender Schnelli-
keit dahin und reißt endlich das unglückliche
Schiff, das in ihn gerät, in den fürchterlichen
Abgrund; in den Abgrund der Hölle.“

Totenbleich, mit starren Augen, stakten die
Kameraden den Unheilverkünder an. „Ja“,
meinte jetzt der Deutliche, Diether, „es wird
schon so sein, wie Wilkinson sagte. Denn ich
habe schon seit einigen Tagen nicht mehr den
Klabautermann. Der freundliche Geist hat
offenbar das Schiff verlassen; ein untröstliches
Zeichen, daß uns Unheil und Verderben
droht!“

Jetzt nahm der hünenhafte Spanier, der
„Contramaestre“, Bootsmann Alvarez das
Wort: „Napos y Centellas! Zum Donner-
metter!“ Sprach er mit flammenden Augen:
„Handeln wir, Kameraden! Die Mannschaften
der Schiffe stehen hinter mir. Zwingen wir
den von allen guten Geistern verlassenen Ka-
pitän umkehren. Willst er nicht ein, ge-
brauchen wir Gewalt.“

Auf dem Achterkastell stand der Kapitän
des Schiffes und starrte mit brennenden Au-
gen unentwegt in die rätselfhafte Ferne. Ihm
zur Seite weilten einige Seeleute und eilige
Gewappnete. „Ferna!“ sprach jetzt einer der
Matrosen, „ich bringe Dir üble Kunde: Die
Mannschaften sind mutlos, verzweifelt. Wir
heben unumkehrbar vor dem Beginn einer
Meuterei. Sie sind der Meinung, in den
Höllensstrom, den fagenhaften Strom der See-
leute, geraten zu sein, aus dem es kein Ent-
kommen gibt. Und in der Tat... Allein“, da
hielt der Sprecher inne und fügte mahn hin-
zu: „Wir wollen unter allen Umständen zu
Dir stehen, Fernao; wie es auch kommen
mag!“

„Das wollen und werden wir!“ ertönte es
dröhnend im Chor.

„Ich danke Dir, Pigafetta“, erwiderte der
kühne Seemann, „ich danke Dir und Euch.“

Eine Nacht und ein Tag waren vergangen.
Auf dem Vorderkastell stand die mit Faustro-
hren, Handpfeisen und Netzen bewaffnete
Mannschaft. „Nun werde ich mit dem Ka-
pitän sprechen“, sagte Alvarez. „Wenn ich zu-
rückkomme, dann kommt Ihr mir zu Hilfe.“ Der hünenhafte Seemann
nahm mit festen Schritten seinen Weg nach
dem Achterkastell. In diesen kritischen Minuten
umsegelte das Schiff in der stark gekrümm-
ten Meerenge eine Füh aus dem Wasser in
die Höhe strebende ungeheure, kahle Felsen-
masse, die bisher die Aussicht versperrt hatte,
und im selben Augenblick ertönte es gellend,
daß alle zusammenführten, vom Mats: „Das
offene Meer; hol!“

Die Wirkung dieses Rufes war zauberhaft!
Alvarez stürzte ungestüm zur Reling und
starrte keuchend auf die unendliche, wogende
Wassermasse, die sich vor ihm ausbreitete.
Ein Teil der Mannschaft sank in die Knie und
erhob schlußend die Hände gen Himmel. Die
großen, glänzenden Augen des kühnen See-
fahrers strahlten im heiligen Feuer der Be-
geisterung. „Freunde“, sagte er mit beben-
der Stimme, „der Herr hat Großes an uns
getan. Er ließ uns eine Meerenge entdecken,
die führte uns durch eine Wasserstraße, die
sicherlich noch kein Europäer befuhr, in ein viel-
leicht gar nicht bekanntes Meer. Eines ist
heute schon sicher: Unser Name wird durch alle
Zeiten, für immer durch Leonen fortleben.“

Der kühne Mann war Fernao de Magalhães,
der Entdecker der Magalhãesstraße, die das
südamerikanische Festland von der Inselgruppe
Feuerland scheidet. Das Weltmeer, in das die-
ser unerschrockene Seemann gelangte, erhielt,
nach seiner hundertjährigen, von keinem Stur-
me getriebenen Fahrt, von ihm den Namen
„Stiller Ozean“.

Verantwortlich: G. Semmelmann, Altna.
Druck und Verlag: P. A. Sank, Altna.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 1

Samstag, den 9. Januar

1932

Ein Winterquartier sollte es werden

Schizze von Richard Groß-Mehersleben.

„Dieser Punkt wäre nun klargestellt“, sagte
der Kommissar. „Sie und Ihr Vorgesetzter
sind also unbeschädigt in das vor der Ge-
nossenschaftsbank stehende Auto eingestiegen.
Daraus entwickelte sich dann der Vorwand,
der Ihrem Gefährten Klaus den Schulterstoß
beibrachte. Erzählen Sie mir nun, Wenzel,
was Sie veranlaßt hat, so mir nichts, nichts
in den fremden Wagen reinzuschlüpfen!“

Wenzel, dessen äußere Hülle einen Veteranen
der Landstraße verriet, kramte unständlich in
den Stoppeln seines hageren Gesichtes.

„Es war eine verrückte Idee von mir“, kam
es dann heraus. „Eine harmlose Sache, Herr
Kommissar, sollte es werden. Daß die rabiaten
Menschen gleich mit Schießen anfangen würden
— wer hätte damit gerechnet?“

„Weiter, weiter!“ brachte der Kommissar den
ins Stöhnen Geratenen wieder in Gang.

„Ich will ja schon erzählen“, fuhr Wenzel
fort. „Es regt aber einen, wenn man daran
denkt, daß um ein Haar einem der einzige
Freund erschossen worden wäre. Denn was
Klaus ist und ich, wir sind die besten Freunde
und tippten schon jahrelang zusammen. Wenn
aber der Herr kam und es auf der Landstraße
ungemütlich wurde, dann haben wir zusammen
irgend ein Ding gebredt, keine Kapitalver-
brechen, Herr Kommissar, i bemahre — kleine,
harmlose Sachen, die gewöhnlich bis zum Früh-
jahr vorliegen.“

Nun wanderten wir heute vormittag dieser
Stadt zu. Als wir den Ort, der einige Stunden
von hier entfernt ist, verließen, war das Wei-
ter noch gar nicht so schlecht. Aber dann, auf
halbem Weg, hat es uns erreicht. Der Himmel
wurde schwarz, ein Sturm, ein Hagelwetter
brach los — wir dachten nicht anders, als daß
uns unser bißchen Kluft vom Leibe gerissen
würde.“

Da sagte Klaus zu mir. „Wenzel“, sagte er,
„die Zeit ist gekommen, wir müssen unser Win-
terquartier haben!“ — „Ja“, habe ich darauf ge-
antwortet, „das müssen wir. Wenn's klappt,
noch heute. Meine Trübsal können das viele
Wasser fürwahr nicht länger vertragen.“

Während die Hagelkörner uns ins Gesicht
schlugen, haben wir beraten, welches Ding wir
diesmal drehen wollten. Denn so einfach, Herr
Kommissar, ist die Sache nicht. Wie leicht könn-
ten statt drei, sechs Monate daraus werden.
Und wenn die Sonne so warm vom Himmel
scheint, in der Stube sitzen — Ne! Klaus
meinte zwar, man sollte zur Abwechslung mal
ein bißchen Widerstand gegen die Staatsgewalt
verlachen und mit einem Schupo anbandeln.
„Nichts ist“, habe ich gesagt, „damit bleibe mir
vom Hals; die Brüder verstehen keinen Spaß,
der Gummiknüppel und die Pistole hängen bei
ihnen mächtig locker.“ Kurz und gut, als die
Straßen dieser Stadt uns aufnahmen, war ein
bestimmter Plan noch nicht gefaßt.

Der Kommissar, der ungeduldig in einem Ak-
tenbündel herumblätterte, unterbrach den Red-
selnen.

„Aber Wenzel, Sie erzählen mir ja die Erle-
bnisse des Tages. Die gehören gar nicht zu dem
Vorfall vor der Bank.“

„Doch, doch, Herr Kommissar, die gehören
dazu“, fuhr Wenzel unbeirrt fort. „Immer
hüßlich der Reihe nach. Jetzt komme ich ja schon
zu der Autogeschichte. — Also, wir waren in
eine breite Straße gelangt. Da sehe ich, wie
ein Wagen vor ein großes Gebäude fährt, die
Insaßen, zwei noble Herren, aussteigen, in das
große Haus reingehen, den Wagen ohne Auf-
sicht stehen lassen. Im Augenblick war mein
Plan fertig.“

„Klaus“, rief ich meinen Kumpel an: „Siehst
Du das leere Auto dort?“

Klaus sah es. „Willst Du das vielleicht
klauen?“ meinte er von oben herab. —
„Quatsch, klauen!“ sagte ich. „Kannst Du oder
wirst tippen!“

kann ich vielleicht so'n Ding kutschieren? —
Kommt bei meinem Plan auch gar nicht in
Frage. Aber hineinsetzen wollen wir uns. Und
wenn die zwei ihre Droschke wieder bestiegen
wollen, fangen wir Krach und 'ne kleine Mau-
ferei mit ihnen an. Menschnauflauf, Polizei,
auch einige blaue Flecken wird es geben. Hat
aber nichts zu sagen. Wir werden abgeführt...
drei Monate werden bestimmt daraus.“ Klaus
begriff. Er nannte die Idee ausgezeichnet. So
sahen wir gleich darauf auf den weichen Pol-
stern, Klaus am Steuer, ich hinten. Die Vor-
übergehenden machten wohl erstaunte Gesichter,
da sie aber sahen, daß wir hüßlich ruhig sitzen
blieben, gingen sie kopfschüttelnd weiter.

Hüßlich mollig war es im Wagen, draußen
pladderte es nach Gergenslust — und schon ka-
men in großer Hast die beiden Herren aus dem
Haufe gestürzt. „Achtung, sie kommen!“ konnte
ich Klaus noch zurufen. Da waren sie ran.

Na, Herr Kommissar, die Gesichter der bei-
den, als wir aus dem Inneren des Wagens
ihnen frech entgegenstarrten! Dann geschah
etwas, was in unser Programm ganz und gar
nicht hineinge gehörte: Wir guckten in Pistolen-
mündungen hinein.

Einen Knall hörte ich und sah nur noch, wie
Klaus zurück und auf das Steuer flog. Mein
Gegner war zum Glück nicht so schnell. Mit
voller Wucht schlug ich die Tür auf; sie schlei-
derte dem draußen Stehenden die Pistole aus
der Hand. Schon hatte ich ihn am Kragen, im
nächsten Augenblick wälzten wir uns in den
Wasserspfügen.

Als einige feste Hände uns hoch und ausein-
ander rissen, war außer vielen Menschen auch
die Schupo da. Schon knockten die Armbän-
der um die Gelenke. Na, drei Monate werden
bestimmt daraus.“

„Da irren Sie sich“, sagte der Kommissar be-
tonnt. „Die Angelegenheit wird für Sie einen
Ausgang nehmen, den Sie wohl kaum ahnen.“

Wenzel verärgerte sich merklich. „Warum
dann, Herr Kommissar?“ brachte er stotternd
hervor. „Es ist doch nur 'ne harmlose Sache
gewesen. Für die Schießerei können wir wirk-
lich nichts. Sie werden uns doch nicht gar auch
den Sommer über einbuchsen wollen! Wo wir
den Wagen gar nicht haben stehen wollen!“

„Nun beruhigen Sie sich nur!“ erhob sich der
Kommissar von seinem Stuhl. „Sie scheinen
den Zusammenhang der Angelegenheit noch
nicht erfasst zu haben. Wir verdanken es näm-
lich Ihrem — wirklich — blendenhaften Einfalt,
daß die langgestreckten internationalen Bank-
räuber jetzt hinter Schloß und Riegel sitzen. Ihr
beiden hattet Euch also in eine gefährliche Rut-
sche hineingelegt. Der Wagen gehörte nämlich
den beiden Gentlemen. Die hatten ihn nur
verlassen, um einen Fischzug in der Genossen-
schaftsbank auszuführen. Man braucht sich
also nicht zu wundern, daß sie sehr mühtend
waren und sofort zur Pistole griffen, als Sie
und Ihr Freund Klaus es ihnen verwehrten,
sich mit der Beute schleunigst davonzumachen. —
Also, diesmal wird es aus dem Winterquartier
nichts. Diese Enttäuschung muß ich Ihnen
schon bereiten. Aber, den größten Teil der aus-
gekauften Belohnung — auch die Genossen-
schaftsbank hat einen schönen Baken für Sie
bereitgestellt — bekommen Sie und Klaus aus-
gezahlt. — Nun gehen Sie! Ueberbringen Sie
Ihrem Gefährten die frohe Botschaft! Und
dann besorgen Sie meinen Rat: Schaffen Sie
sich ein festes Heim, an Geld zu diesem Zweck
wird es Ihnen jetzt nach dem, was ich Ihnen
eben sagte, nicht mehr fehlen.“

Wenzel schüttelte sein struppiges Haupt.
„Sitzt denn so etwas möglich, Herr Kommissar,
ist denn so etwas schon dagewesen? Nun bin
ich auch aus meinem Traum heraus. Darum
haben auch die beiden Kavaliere den Um-
schluck angelockt bekommen. Was aber das
feste Heim anbetrifft, Herr Kommissar: Für'n
Winter, ja; aber im Sommer — da gehen wir
wieder tippen!“

Der Schnee zerrinnt

Schizze von Iris Mahaleth.

Es war nicht schön, aber was hatte man denn
noch als die Schandenfreude: Immer, wenn ein
Zug aus dem Tal fällig war, standen die Gäste
des Winterportplatzes auf dem kleinen Bahn-
hof und empfingen mit mittelbarem Lächeln die
Ankömmlinge, die hoffnungsvoll mit Schnee-
schuhen und Rodelfskisten aus den Wagen stie-
gen. Denn es taute fast, und der Barometer-
stand gab keine Hoffnung, daß in der nächsten
Zeit das Wetter wieder winterlicher würde.
Umkehren, nach Hause fahren, wollte aber auch
niemand so bald, und so hatten die Gäste und
Kaffeehäuser eine gute Zeit. Unterhaltung,
Tanz und Firtz sorgten bald dafür, daß man
das Feiernüssen der Schlitten nicht zu sehr be-
dauerte.

Den Bergen rings um den kleinen Ort sah
man es an, daß der Schnee schon locker gewor-
den war und der Fuß darin verankert. Für das
Auge stand alles noch in weißer Pracht.
„So mühte es im menschlichen Leben auch
sein“, sagte die blonde Renate Bing und nahm
aus dem Etui eine Zigarette, „einmal kommt
Schnee, doch alles zu — fertig. Niemand sieh-
t mehr, was war.“

Der Mann, der neben ihr an dem kleinen
Tisch der Konditorei saß, sah ironisch in das
junge Gesicht. Könnte auch so passen, nicht
wahr? Wenn ein Mann so denkt, verzieht man
den Mund. Aber er sagte höflich: „Praktisch
für den, der etwas zu verbergen hat, und ver-
führerisch für den, der erst etwas tun will,
was...“

„Bitte?“

„Was nicht geschehen würde, wenn es offen-
bar bleiben müßte!“

Renate sah aus dem Fenster. Ueber diesen
Mann ärgerte sie sich. Ihre Sicherheit kam
hier ins Schwanken. Und dann war es dies
doch wieder, was ihr gefiel. Die anderen miß-
verstanden oft eine heitere Stunde, ein vertrau-
liches Wort; dieser hier war ohne Geschwätz,
das machte Eindruck und zog sie an. Denn die
wenigen Tage hier wollten erlöst und nicht ver-
traumt werden. Berger schien der geeignete
Partner dafür — weil man ihm leicht Leberwohl
sagen konnte.

Sie sah ihm wieder ins Gesicht. „Sie ver-
stehen nicht viel von Frauen. Sonst müßten
Sie wissen, daß es uns gerade jetzt ergötzt, im-
mer wieder vergessen zu können.“

Schon so altklug, kleines Fräulein? Schade,
dachte Berger, sie kann ein ganz lieber Kerl
sein, warum will sie denn mehr sein? Schade —
Im übrigen hatte sie recht. Von Frauen ver-
stand er nicht so viel wie von Staumerken,
Schleusen und Drainagen, und er hatte sich
immer wohl dabei gefühlt. Er merkte es wohl,
daß Renate ihn auszeichnete, und er plauderte
gern mit ihr. Neunzehn lebhafteste Jahre wirken
immer erfrischend. Aber es war schwieriger,
sich in den Gedankenprüngen eines jungen
Mädchens zurecht zu finden als in den Lauten
der Natur, wenn der Schnee schmolz.

Und das Hochwasser kam. Berger wurde te-
lephonisch fortgerufen. Im Ort wußte man
außer dem Hörenlagen noch nicht viel. Dann
schwoh der Bach an, der sich hinter den Hän-
dern vorbei schlängelte. Regen verleierte die
Aussicht. Als er aufgehört hatte, sahen die
Berge schmutzig und unfreundlich aus. Die
Werte strengten sich an — ein Schönheitswet-
bewerb, ein Ball, ein Film —, aber das half
nun alles nicht mehr viel, die Gäste reisten ab,
es war nichts mehr zu hoffen, man hatte Ber-
ger genossen und wollte nicht in Gefahr
kommen.

Und dann war es auch damit zu Ende. Das
Hochwasser hatte die allerschwächsten Brücke der
Eisenbahn fortgerissen, die Verbindung zur
Hauptbahn unterbrochen. Die Landstraße war
schon lange unnegebar. Mit Galgenhumor fan-
den sich die Zurückgebliebenen in der Lage.
Auch die hübsche Renate Bing war noch da.

Sie hatte ein paar ungebundene Tage erleben wollen. Wie kam es denn nur, daß es jetzt so abtief, wenn andere auch nicht mehr lachten? Sie dachte an die Einformigkeit, in die sie wieder zurückfahren würde, ohne Erinnerung. Auch der, dessen tägliche Nähe ihr so gewohnt geworden, war ihren Händen entglitten. Es bedurfte gar keines Schnees, der etwas zudecken hätte.

Mit dem ersten Zug, der über die vorläufig hergestellte Brücke fahren sollte, wollte Renate nach Hause. An der Haltestelle am Ufer gab es Aufenthalt. Man wollte den entgegenkommenden Zug vorbeilassen. Und in dem Wartesaal streckte sich Renate plötzlich eine Hand entgegen: „Nun rücken Sie auch aus, nicht wahr?“ Das war Berger, gar nicht salonmäßig, sondern im Arbeitsanzug, vom Regen naß, aber mit einem frohen Gesicht.

„Sind Sie nicht zuerst ausgerückt?“ Ohne Überlegen kam es von Renates Lippen. Und damit hatte sie plötzlich sehr viel gesagt. Aber Berger verstand vielleicht doch mehr von Frauen, als er zugeb, denn er ließ die kleine Hand nicht los und sagte: „Ich muß arbeiten, hier an der Brücke, damit Renate hing nach Hause fahren kann!“

„So schnell wollten Sie mich loswerden?“ Warum sollte sie sich jetzt noch verstellen? „Nein, Sie helfen mir, und ich ängstigte mich um Sie.“

Da sah Renate wieder wie damals aus dem Fenster auf die Berge, auf die überschwemmten Wiesen, auf angeschwemmten Schutt, und sagte leise: „Wie trostlos sieht alles aus, wenn der Schnee fort ist!“

„Das freut mich sehr, daß Sie das sagen.“ Und nun hielt er ihre Hand noch fester. Betroffen sah ihn das Mädchen an. Jetzt erst wurde ihr selbst bewußt, was diese Worte auf ihre Lippen gebracht hatte: Ja, trostlos war es, nun alles wieder vorüber. Aber auch das andere sah sie — sie hatte von Vergessen und Verbergen gesprochen, weil oft ein Abenteuer, ein Erlebnis lockte, und damals fühlte sie sich leicht und sicher dabei; aber war das, was sich unter dem Vergessen versteckte, nicht auch trostlos und häßlich?

„Warum halten Sie mich denn so fest?“ fragte sie befangen. „Ich komme demnächst nach Berlin und möchte Sie wiedersehen. Darf ich das?“

Sie hatten kaum bemerkt, daß die anderen Jahrgäste schon alle eingestiegen waren. Jetzt sprang Renate auf, knöpfte ihren Mantel zu. Das Lautwerk tönte. Es ist die höchste Zeit, sagte sie.

Berger sah nach der Uhr. „Noch drei Minuten.“

Da blieb das Mädchen vor ihm stehen, hatte ganz lachende Augen und einen ganz neuen Klang von Innigkeit in der Stimme: „Nein, ich meine doch — daß Du das gesagt hast.“

Die Kolesfoot-Jungs

Erzählung von Diederich Speckmann.

Dierk, Jan und Peter Kolesfoot waren unheimlich, nach dem Sprachgebrauch des Landes also „Jungs“ geblieben, und mit der Zeit, die drei alten Jungs“ genossen, von denen man sich im Kirchspiel Knitterhagen manch wunderlich Stückchen erzählte.

Es gab im ganzen Kirchspiel keine Eheleute, die friedfertiger gebaut hätten als die drei Brüder Kolesfoot. Dierk, der älteste, war der Bauer und traf seine Anordnungen kurz und bestimmt. Jan hatte im Laufe der Jahre das gedrückte Wesen einer abgeforderten, in Gebuld geübten Bäuerin angenommen. Peter, an die zwanzig Jahre jünger und einer zweiten Ehe des weiland Jakob Kolesfoot entsprossen, diente dem älteren Halbbruder ebenso nach als Knecht, wie er dem jüngeren die Wagg erfuhrte. Einen eigenen Willen wagte er nicht zu haben, weil der Hof von des Vaters erster Frau stammte, er mit ihm blutsfremd auf ihm war. Keiner von den dreien hatte in jungen Jahren den bunten Rock getragen, keiner je, anderswo dienend, anderer Leute Art kennen gelernt. Den abseits und einsam in der Heide gelegenen Viertelhof bewirtschafteten sie ganz nach der Vater Weise und ließen auch in der stillen Zeit die Arbeit sich nicht über den Kopf wachsen. In den stilleren Monaten aber kubierte Dierk in seinem Backenstuhl liegend, andächtig und gründlich die New Yorker Staatszeitung, die Bruder James, der einstmal Jakob hieß und als einziger dem Rest in der Heide entflohen war, in dicken Padden über den Ocean sandte, während Jan die den paar Heidschnuden abgenommene Wolle zu Garn verpönn, aus dem Peter der Familie die Strümpfe strickte. Und wenn

sie zum Fesen, Spinnen und Stricken keine Lust mehr hatten, konnten sie stundenlang in das knisternde Herdfeuer oder zum Fenster hinaus blicken, ohne sich je eine halbe Minute zu langweilen. — Ein Erbeitel vom ersten aller Kolesfoots mochte es sein, daß alle drei an kalten Füßen litten. Von dem altmodischen Beilegeisen in der Dönge hatte jeder eine der mit biblischem Bildwerk geschmückten Eisenplatten zu erb und eigen. Dierk wärmte die Füße am Jakobsbrunnen in Samaria, Jan schickte die seinen nach Rana in Ostlää zur Hochzeit, und Peter streichelte mit seinen Fehen die Geslin, auf der unser Herr Jesus Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt.

In dieses geruchsame Leben brachte der Weltkrieg kaum eine Veränderung. Auch der Ruf „Das Gold gehört dem Vaterlande!“ drang nicht in ihre Einsamkeit. Es blieb in einem halben Dutzend Stücken, wo es immer gewesen war: im Strumpf auf dem Grunde der geschlitzten Eichenlade.

Aber schließlich — es war im vierten Kriegsjahr — zuckte aus dem über der Welt hangenden Unheilsgegend ein Strahl auch auf die Kolesfoots nieder in Gestalt eines roten Fetzels, der den Jüngsten zu den Waffen rief. Nicht, daß man dem guten Peter Seldentum zugemutet hätte. Er bekam einen Wachstuchdeckel auf, einen blauen Kittel an, einen ersten Hüfter um und mußte eine Strecke der Nordgrenze des Reiches alle paar Stunden einmal abschreiten, woran er sich schnell und gut gewöhnte. Aber Dierk vermehrte seinen Knecht, und Jan entbehrte seine Wagg sehr, und sie waren daher heilfro, als Peter an einem Novemberabend des Jahres 1918 endlich wieder mit ihnen über den Brathartofeln saß.

„Ist doch man gut“, begann Dierk, als man die Wanne geleert und mit Brotkrumen nachgeputzt hatte, daß nun wieder alles beim alten ist. Hast dich nicht schlecht gehalten beim Volk, Peter, bist ja wohl rein zehn Jahr jünger geworden. . . . Aber den alten Schnurrbart, dünkt mich, sollst du nun wieder abschneiden. Der macht dich gar zu preußisch und zu aapfch.“

„Napf?“ fragte Peter verwundert. Da oben in Schleswig sagten alle jungen Mädchen, er stände mit gut und machte sich schneidig. Mit beiden Händen zugleich wirtelte er die hängenden Enden seiner kriegerischen Zier in die Höhe, und seine Augen machten einen Versuch, forsch dreinzusehen. „Aber halt, ich wollte ja das Ralo noch eben bören.“

Als er die Dönge verlassen hatte, wechselten seine Brüder sorgenvolle Blicke. „Da haben wir erst was mit zu tun“, brummte Dierk, „bis wir den wieder in der Reihe haben.“ Von der Viehdiele her erklang plötzlich ein rauher, kräftiger Gelang:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen, Deutscher Gatte hohe Macht . . .

Dierk fuhr mit den Füßen vom Jakobsbrunnen weg in seine Solzschuhe und knirschte: „Nun hör mal einer so was an! Peter Bruder Jan, da ist kein Zweifel, der Preuß hat uns den Jungen total verdorben.“

Bruder Jans Strümpfe hatten die Hochzeit zu Rana verlassen, er machte ein Gesicht wie eine Mutter, die um ihren ungeratenen Sohn trauert.

Peter erschien wieder und setzte sich mitten in die Stube an den Tisch.

„Halt du keine kalten Füße?“ fragte Jan mit mütterlicher Besorgtheit.

„Neעה“, grünte Peter, „da weiß ich nichts mehr von. Ihr beiden habt auch bloß immer kalte Füße, weil ihr sie an den Ofen haltet.“

Nach einer Weile zog Dierk eine verdrehte Rautabakrolle aus der Westentasche und bot Peter an. Aber der sagte, er habe sich im Kriege das Schmöken angewöhnt, holte ein heftiges Stummelpfeifen hervor und entwickelte bald einen Qualm, als ob die Luft in der Dönge ihm allein gehörte. Die beiden am Ofen tauchten mißbilligende Blicke . . .

„Dennso erzählt mal n bißchen“, brach Dierk ein längeres Schweigen. „Halt du für deine Person auch Revolution gemacht?“

„Nä!“ sagte Peter, schnell mal ausspuckend und sich in die Brust verend: „Ich hab' treu durchgehalten, bis unser Hauptmann kommandierte: Wegtreten! Aber ich hätte wohl Lust, bei euch ein bißchen Revolution zu machen.“

Dierk sah den Bruder geringschäßig an: „Du Revolution auf meinem Hof?“

„Nicht mit Schießgewehr und Sandgranaten“, versicherte Peter, über das ganze Gesicht lachend, „nee, aber n lüttje glatte Frau nicht ich euch ins Haus bringen.“

„N Frau? Junge, bist du nicht recht klug?“

„Dumm bin ich lange genug gewesen“, sagte Peter gemüßlich, „aber da oben in Schleswig-Holstein meerumschlungen bin ich klug geworden und zu der Einsicht gekommen, daß mit n'r jungen Frau im Hause ein ganz anderer Leben ist als mit zwei alten Jungs.“

„Jan-Bruder“, stieß Dierk endlich heraus, „lag mal aufrichtig, hättest du in deinem Leben so was für möglich gehalten?“

Jan legte die Hand aufs Herz: „Eher hätte ich an meinem Tod gedacht.“

Dierk wandte sich jetzt voll dem jüngeren Bruder zu. „Peter“, begann er, „daß die Revolution auch Dir den Kopf ein bißchen verdreht hat, nimmt mich nicht wunder. Aber nun bist du wieder bei vernünftigen Dingen und mußt bei kleinem wieder Vernunft annehmen. . . . Sieh mal, wenn hier eine Frau her gefüllt hätte, dennso wäre es mir gekommen, eine zu nehmen, denn ich bin der Älteste und der Bauer. Aber ich hab' darauf verzichtet, und so hab' ich beiden hier auf den Hof bleiben können. . . . Als meine Mutter noch lebte, was meine und Jan seine Stiefmutter war, hatten wir egalweg Streit und Spektakel im Hause. Aber von dem Tag an wo sie totgeblieben ist, haben wir drei Brüder im schönsten Frieden miteinander gelebt. Akkurat so, wie das geliebte steht im heiligen Gotteswort: Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen.“ Und nun soll ich auf einmal dir, dem Jüngsten, unsern Halbbruder, der gar nicht mal Recht an den Hof hat, Erbanis geben, uns alten Leuten hier ein Frauensmännchen und den Unfrieden über den Hals zu bringen?“

„Wenn nicht, denn nicht“, sagte Peter, gelassen die Achseln zuckend. „Ich habe meiner Braut versprochen, ich möchte morgen zurückkommen und ihr Bescheid sagen, ob wir hier in der Heide oder in ihrer Heimat miteinander leben wollen. Uns ist das ja schließlich einerlei. . . . Ich geh' jetzt zu Bett, denn die lange Reise ist mir noch in den Knochen. Bis morgen früh könnt ihr euch die Sache ja in aller Ruhe überlegen.“ Er klopfte am Stuhlbein seine Pfeife aus und verließ die Dönge.

Dierk und Jan waren so verblüfft, daß eine geraume Zeit keiner ein Wort sagte. Dann machte Dierk sich mit Polstern und Schimpfen Luft, und Jan, nach seiner Gemütsart, erging sich in Jammern und Klagen. Das hielt auch noch eine gute Zeit an, als sie nebeneinander in ihrer Buz unter dem rothkarrierten Federlaken lagen. . . .

Am anderen Morgen trat Peter mit einer unbeschränkten Petroleumlampe vor den Bettelrand der Brüder und fragte: „Na, wie habt ihr's euch überlegt?“

Dierk stützte sich auf den rechten Unterarm, pferierte mit zugekniffenen Augen in das grelle Licht und sagte: „Ja, Peter, ich bin mit mir einig geworden und will dir in aller Güte mein Vorschlag machen. Hör mal zu: Uebers Jahr übergebe ich dir den Hof und ziehe mit Jan aufs Altenteil. . . . wenn bei uns alles bleibt, wie es immer gewesen ist.“

„Ein Judas Ischariot bin ich nicht“, sagte Peter kalt, „dennso kann ich ja reisen.“

Das Licht verschwand, es war wieder Nacht in der Stube.

„Dierk, Dierk, du kannst und kannst ihn nicht missen“, stöhnte Jan, „beim Pflügen nicht und beim Torfstechen nicht und beim Mähen nicht.“

„Das brauchst du mir gar nicht alles zu erzählen“, knurrte Dierk, „das weiß ich selber ja so gut wie du.“

„Und mein alter Rücken kann das krumme Sigen unter den Kühen auch nicht mehr aushalten, und das Waschen fällt mir auch sauer genug. Ich hab's mir diese Nacht immer wieder durch den Kopf gehen lassen und bin zuletzt doch zu dem Schluß gekommen: Besser, wir verlassen alle drei hier von Gott und der Welt verlassen verkommen. . . . Hör, er zieht seine Stiefel schon an! Ist ja möglich, daß seine Braut keine von den Allerschlimmsten ist, und wenn sie dir nicht gefällt — heraus-schmeißen kannst du die beiden jeden Tag, denn du bist ja der Bauer. Soll ich hinlaufen und fragen, du wolltest es mal mit ihnen probieren?“

„Tu, was du nicht lassen kannst, altes Weib! Aber gib mir nachher nicht die Schuld, wenn der Teufel los wird in unserem Hause!“

Jan war bereits halb über den Bruder weggekrochen und schon in die nötige Kleidung. Ein paar Augenblicke später hörte Dierk seine Solzschuhe über den frosthaften Hof klappern

und seine Weiberstimme kreischen: „Peter, Pe-ter!“

„Viel gute Stunden soll das Frauensmännchen hier auf meinem Hof nicht haben“, brummte Dierk, „dafür will ich sorgen!“ Und dieses Vorhaben gab seinem Gemüt einige Entspannung. Mitte Dezember rückte der junge Ehemann ein, nicht mit einem Frauensmännchen, sondern gleich mit zweien. Seine Karen war nämlich Kriegserwinne und brachte ihm eine fünfjährige Ingeborg in die Ehe. Den alten Jungs hatte er diese Zugabe, um den Fall nicht noch schwieriger zu machen, weilschlich verschwiegen. Dies gestand er auch seiner Frau, als er sie mit dem altmodischen Kastenwagen vom Bahnhof abholte — er war nämlich um einen Tag vorausgereist —, und machte sie schonend darauf aufmerksam, daß es wohl erst ein bißchen Spektakel geben werde.

Eben hatte er das vom Herzen herunter, da wurde er von dem Postboten, der unter einer schweren Last den Birkenweg entlang hauchte, angerufen: „Peter, du bist wohl so gut und nimmst dies Paket deinem Bruder Dierk mit.“

Als Peter den Namen des Abfenders gelesen hatte, wurde sein Herz fröhlich und guter Dinge. „Karen“, sagte er, „nun brauchst du gar nicht mehr bange zu sein. In diesem dicken Paket find lauter Newporther Staatszeitungen, und wenn Dierk die hat, lebt er in Amerika und hat zu Hause für nichts Mühe und Ohr. Und den guten Jan-Ohm werde ich beiden klugen Leute schon um den Finger wickeln. Wir haben wirklich Glück gehabt!“

Als der Wagen vor dem Hause hielt, trat Jan heraus. Erschröckten starrten seine Augen auf das Kind. „Was wird Dierk dazu sagen?“

„Dem werd' ich den Mund stopfen“, rief Peter zuversichtlich und verschwand mit seinem Paket im Hause.

Als er in die Dönge trat, sah Dierk hinter dem Ofen, die Füße am Jakobsbrunnen, und machte sein finsternes Gesicht. „Zum erstenmal nach dem Kriege Zeitungen von Bruder Jakob!“ rief er ihm entgegen.

Dierks Jünger belebten und erhellten sich, er stand auf und streckte beide Arme aus, die so lange entbehrte brüderliche Gabe in Empfang zu nehmen. Einige Minuten später hatte er eins der Hefenblätter entfalt, und wie ein Segel entrichte ihn das seinem Heidehof und dem hüsslichen Ungemach. . . .

Im Abend, als Jan seine Füße auf die Hochzeit zu Rana schickte, brachte er dem Bruder vorsichtig bei, daß Peter eine kleine Stiefelocher habe. „Auch das noch“, brummte Dierk. „Na, meinethwegen macht, was ihr wollt!“ Er vergaß das Gesicht wieder in seine Zeitung.

Nach einer Weile schaute er hinter ihr hervor und sagte: „Jan, wir beide bleiben aber ganz für uns, auch mit dem Essen. Ich will mit dem fremden Volk nichts zu tun haben. Und dann sieh bloß zu, Jan, daß du die Hosen anbehlst. Peter seine Frau ist deine Wagg, und dabei muß es bleiben.“

Jan verfuhrte also, wie befohlen, die Hosen anzubehalten. Aber wenn das nur so leicht gewesen wäre! Als er am nächsten Tage den Schloß, mit dem Karen im Suppenkessel rührte, ihr aus der Hand nehmen wollte, gab sie ihn einfach nicht her, und es fehlte nicht viel, so hätte sie ihn mit dem Ellenbogen vom Herd weggeschoben. Am Tage darauf wollte er Brot backen, was doch in jedem ordentlichen Bauernhause Vorrecht der Bäuerin ist. Aber die Brote standen schon fertig da; er konnte nichts tun, als sie in den Ofen schieben. Kurz und gut, die Wagg schwang sich im Handumdrehen zur Bäuerin auf, und das auf so natürliche Weise, daß Jan einfach machtlos war.

Nun konnte er aber mit Wasserpumpen, Torfholen, Kartoffelschälen und anderen Handlangerdiensten, die ihm gestattet blieben, die Zeit nicht recht ausfüllen und würde einer bösen Vangeweise anheimgefallen sein — wenn die kleine Jünger nicht gewesen wäre. In Ermangelung besserer Spielkameraden machte sie sich an Jan-Ohm heran, der, nach anfänglichem Sträuben, auch willig auf ihre Einfälle und Wünsche einging. Wenn das kleine Mädchen ihm auf die Knie kletterte, mit den weichen Händen die Raubhorigkeit seiner Torfstopfen zu prüfen oder seine paar Zahncruinen zu zählen, wurde ihm nicht nur ums Herz herum warm, sondern auch die kalten Füße bekamen ihr Teil ab.

So wurde Weihnachtsabend. Als die Dämmerung des Heiligen Abends herabsank, fand Jan sich auf seinem alten Platz am Ofen, dem er fast untreu geworden war, einmal wieder erdrückt und drückte, und endlich war's heraus, was er auf dem Herzen hatte. Sie hatten drüber einen Christbaum angeputzt und wollten ihn gleich anzünden; ob Dierk sich den nicht auch mal ansehen möchte? Dierk blühte von der Schilderung eines glänzenden Nordes

in Newporke ernst mißbilligend auf und sagte: „Jan, wenn du eine Ahnung hättest, wie's in der Welt zugeht, würdest du zu solchem Kinderkram auch keine Lust mehr haben.“ Und er vertiefte sich in die Einzelheiten seiner Nordgeschichte. Jan machte sich nach einer Weile still von dannen. Bald hörte Dierk sie drüben singen: „O du fröhliche, o du selige . . .“ Jans Altmutterstimme war deutlich herauszuhören. Er ließ die Zeitung auf die Knie sinken. Wie war es an früheren Christabenden hier behaglich gewesen, wenn alle drei Brüder in Eintracht und Frieden um den Ofen saßen und die Füße gegen die angestammten Platten stemmten!

Dierk fühlte sich sehr vereinsamt. Wenn ich meinen Bruder Jakob in Amerika nicht hätte, der mir jede Woche die Zeitungen schickt, dachte er trübselig, dann wüßte ich wirklich nicht, was ich auf der Welt soll. . . .

Im Spätmorgen zog die Grippe durch das Land und wußte auch den abgelegenen Hof in der Heide zu finden. Dierk wurde heftig von ihr gepackt, und da er sich jetzt seines Lebens einer guten Gesundheit erfreut hatte, war er ein sehr schwieriger Kranker, mit dessen Pflege Jan seine liebe Not hatte. Aber eines Tages bekam auch dieser einen heißen Kopf und fing sogar an, dummes Zeug zu reden. Dierk hörte nach Peter, der denn auch angetroffen kam, aber meinte, davon verstände er nichts, auch müßte er heute Dünner fahren, und verließ brummend das Zimmer.

Gleich darauf steckte Karen den Kopf zur Tür herein und fragte beiseiden: „Darf ich Jan-Ohm eben mal besuchen?“

„Man herein!“ knurrte Dierk.

Sie trat an die Schlafzube, sah Jan besorgt in das Gesicht, legte ihm den Handrücken auf die Wache und ging. Nach ein paar Minuten kam sie mit einer Obertafel zurück, hob Jans Kopf in den Kissen und ließ ihn trinken.

„Was ist das für ein Zeug?“ fragte Dierk, der zu Beginn seiner Krankheit an die Buhnenwand übergesiedelt war, aus dem Hintergrunde.

„Ich hab' von meinen Eltern eine kleine Apothek ererbt“, sagte die junge Frau freundlich.

„Um . . . auf die Somnopathie hat mein Vater selig auch immer große Stiche gehalten. . . . Karen, du bist wohl nicht so gut und gibst mir auch ein paar Tropfen?“

„Von Herzen gern!“ sagte sie und führte, über Jan sich gebeugend, ihm die Tasse an die Lippen.

„Besten Dank auch!“

„Da nicht für. . . . Was ich noch sagen wollte, Dierk-Ohm, meine Mutter hat lange Jahre zu Bett gelegen, und da hab' ich's ein bißchen gelernt, mit Kranken umzugehen. Hast du was dagegen, wenn ich euch beide verpflegen tu?“

„Um, ich hätte gedacht, Peter. . .“

„Der versteht zu wenig davon, und wenn bei der Grippe einer nicht gut verpflegt wird . . .“

„Ja . . . wenn's denn nicht anders geht und du's mit Gemalt willst.“

„Besten Dank, Schwager.“ Ich glaube, du könntest ganz gut ein weiches Ei vertragen. Soll ich dir eins kochen?“

„Ja, wenn du das für richtig hältst. . .“

Es waren anderthalb Wochen vergangen, seit Dierk sich gelegt hatte, da sagte Karen eines Morgens, und ihre wasserblauen Augen glänzten: „Dierk und Jan, ich hätte es manchmal nicht geglaubt, aber nun krieg' ich euch alten Kerls mit Gottes Hilfe doch noch mal wieder auf die Beine. Wie mich das freut, das kann ich euch gar nicht sagen!“

„Wir leben ja auch ganz gern noch ein bißchen“, grünte Dierk. „Karen, dort auf dem Bört liegt der letzte Großvaterapfel vom vorigen Jahr, den kannst du deiner kleinen Deern mitnehmen. Und dann krieg' mir mal aus dem Koffer den Strumpf, der ganz unten links in der Ecke liegt.“

Karen brachte das Gewünschte, und Dierk langte hinein. „Da!“ Die junge Frau hielt ein blankes Zehnmärkstück in der Hand. Es fehlte nicht viel, und Dierk hätte eins der beiden Franzjagarmärkste genommen. —

Als die alten Jungs in der Genesung weitere Fortschritte gemacht hatten und eines Abends wieder die Füße gegen ihre Ofenbilder stemmten, sagte Dierk plötzlich: „Was meinst du, Jan? Soll ich Peter den Hof zuschreiben lassen?“

„Wenn Peter nicht im Kriege gewesen wäre“, meinte Jan, „und wenn er die fixe Frau nicht mitgebracht hätte, würde es wohl nicht gehen. Aber nun kannst du's dreist riskieren. Und du sollst sehen, wir beiden alten Bur den kriegen es auf dem Altenteil besser, als wir's in unserm ganzen Leben gehabt haben.“

„Das verlange ich nicht“, brummte Dierk.

„Aber daß wir's gerade schlecht kriegen, glaube ich auch nicht. . . . Seine Frau ist n lüttigen Sotan und weiß alten Kerls verbeubelt um den Bart zu gehen.“

Das Weihnachtslied

Skizze von Räte Heydler-Quatemala.

Klein Rolli traten die Tränen in die Augen, als Gitta altklug rufte: „Nur davon kommt es, Mutti, immer spricht er spanisch mit mir, auch wenn ich ihm zehnmal deutsch antworte. Da kann er dann solche schweren Worte nicht sagen.“

„Doch, ich kann, Mutti, noch nur: Ein Körbchen voll Früchte, das purpurrot glänzt . . . Tränen, Schluchzen, schließlich vollendet Gitta: „Ein schneeweißes Lämmchen mit Blumen bekränzt.“

„Frauchen, quäl die Kinder nicht! Ich erkenne ja den guten Willen an. Schick sie zum Spielen! Die Nina wartet schon. Nun sei mal meine tapfere kleine Frau! Ich muß sogleich nach der Hauptstadt reiten.“

„Herbert, mitten im Hochbetrieb der Ernte und . . . wo morgen Heilig-Abend ist!“

„Nun, Schatz, hör: Ich darf dir ja zwar nicht von schlechten Zeiten sprechen, aber morgen zum Vago reidst mein Vagelb nicht, und der Bankier, der Tescaro hat keinen Heller in seinem Tresor. Auch — ich muß es dir leider sagen — ist die Rate für deinen Flügel fällig. Saldor mahnt dich dringend.“

„Meine einzige Freude, das einzige, was ich hier so allein im fremden Lande habe!“ Schütend breitete die kleine aufgeregte Frau die Arme über den Flügel.

„Nun, ich mache dir ja keinen Vorwurf, meine kleine, verwöhnte Andrea, ich bezahle auch das Instrument gleich nach der Ernte ou ab, daß die Sache aus der Welt geschafft wird. . . . Nun noch eine interessante und freudige Nachricht: Denk dir, mein liebster Freund und Schulkamerad, Trenkler, führt zum Fest in der Hauptstadt Kunstflüge aus und will uns morgen hier überraschen. Wenn ich also heute um zwölf Uhr noch das Postauto erreiche, kann ich morgen früh alles erleben, und Trenkler nimmt mich gleich mit zurück. Dann find aber punkt zwölf Uhr unsere Weihnachtsenten auf dem Tisch, und um zwölf wird ebenfalls das Kaffeepfännchen eingestellt.“

„Nun, Schatz, Frieden, Schluß der Debatte! Schnell ein reines Hemd, guter Anzug eingepackt, Reittiere werden schon von der Weide geholt.“

Nach Tisch schläft die Frau in der Salla, wo es am kühlsten ist. Die Kinder schlummern fest in ihren Betten, Schweißtropfen aus den Naschen. Die Frau in ihrer Einsamkeit freut sich auf den Landsmann, auf den Festabend, sie wird, unerhöschliches Thema, nur von Deutlichland reden können. Da — unruhiges Plätschern und Gackern der Hühner, auf der Weide brüllt das Vieh, die Hunde jaulen, der Schaukelstuhl fängt an zu kreiseln, das Holzhaus knirscht in allen Fugen, die Bilder schwingen an den Wänden, in der Küche geklirr, Kreischen der Indias . . . gedankenschnell fliegt Andrea zu den Kindern, reist sie aus den Betten. Teresa, die auf der Schwelle dämmerte, ist schon mit Gitta zum Batio gerannt. Und ehe die Frau den schlafenden Buben hinausgetragen war, ist das Erdbeben vererbt!

Der Major domo kommt und beruhigt die Patrona, in der Trockenseit ist selten ein starkes Beben zu erwarten. Zögernd gehen sie ins Haus. Es ist kein Schaden angerichtet. Wie eine Last von Stein liegt es der Frau auf der Seele. Der Nachmittag vergeht ruhig, die Kinder aber mollen nach dem Abend, den nicht zu Bett. So setzt sich Andrea an den Flügel und übt mit den Kleinen. Rolli ist unter den Flügel gekrochen und hat von der Krippe Girten und Schächden genommen. Gitta lehnt an ihrem Knie, und Mutter erzählt leise präuliebend vom Weihnachtsfest in Deutschland in Schnee und Eis. Die Indias wünschen eine gute Nacht, und Teresa will die Kleinen holen und jetzt verückt bei dem geschlitzten Jesuskindlein in der Krippe.

Ehe sie all das Furchtbare begreifen, jagt ein heftiger Erdstoß von tief unten her das ganze Haus zusammen. Das Ziegeldach, Mörkel, Balken prasseln in die Erde. Ein atemberaubender Staub erstaut Schreie. Die Indias wenden sich am Boden. Das erschrockene Jesuskindlein mit der heiligen Jungfrau in der Hand, verblüht sie still. Andrea ist am Rücken verletzt und kann sich vor Schreck nicht regen. Gitta meint leise; der Ziegel auf der Mutter Schoß hat ihr Ohr gestreift. Rolli brüllt, obwohl er unversehrt ist. Das Schreien ermuntert Andrea, und sie versucht mit dem Wädelchen zu Rolli zu gelangen. Auch Wolken von Staub, in den sich schon Frau verwickelt aus der Küche mit. . . .

die Mutter zu dem Jungen. So hoch sie mit